



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 21. SEPTEMBER.

Johannes Evangelista.

Als der Lieblingsjünger unsres Herrn,
 Sanct Johannes, hochgealtert, wieder
 Kam nach Ephesus aus Patmos' Dede, —
 Noch der Einzige von den Zwölfen übrig,
 Die der Herr in alle Welt gesendet,
 Alle Menschen zu befehren und zu taufen, —
 Pflieg er gern' Erholung sich zu gönnen
 Nach des Tages apostol'schen Müh'n,
 Nach dem Himmelflug und heil'gen Ernste,
 Da sein Evangelium er geschrieben.

Und in eines Gartens duft'ger Kühle
 Ging der Greis lustwandelnd auf und nieder,
 In den Händen eine Taube haltend,
 Die er abgerichtet, daß sie aufflog,
 Um die Silberseitel girrend kreis'te,
 Dann mit einem Mal die hellen Schwingen
 Mächtig schlagend, aufwärts stieg und wieder
 Sich dem Heil'gen auf die Schulter setzte,
 Wie vertraut ihm in die Ohren raunend.

Eines Tags, da ihn solch Spiel erfreute,
 Kam ein Fürst, ein Araber gegangen,
 Der, ein Sprößling Ismaels, vernommen
 Von dem Lichte, das der Welt erschienen,
 Und zu ihm, der mit dem Licht gewandelt,
 Der das Wort geseh'n in Körperhülle,
 Zu Johannes wollt' er hin, verlangend,
 Von ihm selber heil'ge Lehr' und Taufe.

Und er fragte nach dem Lieblingsjünger
 Jesu Christi, nach dem Wundergreise,
 Dem der Herr erschienen selbst auf Patmos,
 Den aus glüh'nder Delfuth er gerettet.
 Und man wies ihn hin zum Garten, deutend
 Auf den Greis, der mit der Taube spielte.
 Doch zurück trat, wie verhöhnt, der Häuptling,
 Daß sein Bogen hell erklang, und bröhnend
 In dem Köcher rasselten die Pfeile.

„Wie“, so redet' er den Greis an, „soll ich
 Glauben, du sey'st Einer jener Zwölfe,
 Die der Herr der Welt sich hat erkoren
 Daß sie lehren seinen höchsten Willen?
 Sey' ich dich hier solche Kurzweil treiben,
 Mit der Taube spielend, gleich dem Knaben,
 Kann ich nur dem Ueberflühnen zürnen,
 Der getäuscht mein heiliges Verlangen.“

Doch Johannes freundlich ihm entgegnet:

„Freund, was hängt doch über deine Schulter?
 Sag' mir das, ich bitte dich.“ — „Ein Bogen.“ —
 „Wohl, so sag mir auch: ist er gespannt?“ — „Nein!“
 „Nicht? Warum denn nicht?“ — „Ich habe keines
 Schusses Ziel vor Augen jetzt, und blieb' er
 Stets gespannt, verlör' er seine Straffheit,
 Und versagte mir, wenn ich ihn brauchte.“

„Sieh'“, versetzt Johannes d'rauf, „so geht es
 Mit dem Geist des Menschen auch, wenn immer,
 Wenn unausgeseht er schafft und wirkt,
 Stets gespannt, dem Höchsten zugewendet,
 In des Kerkers hemmender Behausung
 Eingekekert, schwächt er, immer thätig,
 Diesen Doppelgänger, und der Eine
 Wie der And're leidet an Erschlaffung.“

„Drum, das Wort vom Licht, der Welt verkündend
 Forschend in der Gottheit heil'gen Tiefen,
 Gönn' ich auch dem müden Geist und Liebe,
 Zu erholen sich, erheitert, abgepannt,
 Wie du abgepannt hast deinen Bogen.“

„Das ist Weisheit, was dein Mund geredet“
 Sprach der Araber; „nun will ich's glauben,
 Daß du bist Johannes, Christi Jünger.
 Lehr' mich höh're Weisheit noch, ich bitte!“ —
 Und Johannes hat ihm d'rauf verkündigt
 Christi Lehre von der Lieb' und Sanftmuth.
 Demuth und Geduld, von Milb' und Ruhe:

Nicht vom Himmel feu'r herab zu rufen,
 Das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen,
 Und den Docht, der glimmt, nicht auszulöschen.
 Dies und Alles, was des Heilands Lehre
 Uns zu glauben und zu thun auflegt,
 Lehrt' er ihn, und als gläubig er nun worden,
 Hat er ihn gekauft vor allen Brüdern.

Wilhelm Smets.

Vaterländisches.

Aus dem Briefe eines Reisenden über Triest.

Allmählich stieg Triest mit seinen Willen, besplanzt
 ten Hügeln, seinen stufenweis erhöhten Gebäuden,
 seinem Hafen voll Masten empor. Als ich das Ufer
 betrat, wähnte ich, der Geist der Cultur und Hu-
 manität hauche mich an, und erleichtere mein Herz

Es ist doch einzig das Leben in einer Seestadt! Während andere Provinzialstädte einer langweiligen Alltags-Comödie gleichen, hebt sich das Treiben und Drängen einer bevölkerten Seestadt zum hohen poetischen Leben einer shakespeareischen Dichtung hinauf. Jede einzelne Scene ist ein blühendes Gemälde; Glieder mannigfaltiger, entfernter Nationen reihen sich hier, wie des großen Dichters romantische Geschöpfe, im bunten Gewühle an einander, und die verschiedensten Gruppen verschmelzen in ein harmonisches Ganzes. Der donnernde Gruf der Kanonen erhält die Aufmerksamkeit gespannt, und verbreitet einen Schein von Feierlichkeit und Würde über die Handlungen der immer wechselnden Schauspieler. Nirgends bietet die Natur all ihren Reichthum an Decorationen so auf, als in einer Seestadt: alle Reize einer gebirgigen Landschaft, alle Zauber des Meeres, in seiner ruhig schönen, in seiner schrecklich erhabenen Ansicht, vereinigen sich, den Schauplatz zu erheben und die Wirkung des Schauspiels selbst imponanter zu machen. Wo fühlt der Mensch alle seine Triebe so aufgereizt, und jeder Nerv seines Lebens sich so ergriffen? wo findet er mehr Spielraum und Befriedigung für seine Kraft und sein Sehnen, als dort, wo zwei unendliche Elemente an einander gränzen? Wo könnte man einen schönen Morgen seliger genießen, als auf einer Villa nahe am Meere; wo neigt sich die Sonne mit mehr Majestät und Aufwand an Farben, mit königlicher Pracht in ihr altes Bette, den Ocean, als wo er selbst seine glänzenden Arme ihr öffnet? Wo zeigt sich göttlicher ein Gewitter, als wo das Brausen der Wellen das Rollen des Donners begleitet, wo der Himmel in seine ganze Unendlichkeit sein Feuer hinschleudert, und das Meer mit seinen Wellen spaltet, daß es in Feuerströme aufstürmt, und seine Gluth mit den Vulkanen des Horizonts mischt?

Driest vereinigt alle diese Reize in sich, und eben das Wildromantische seiner Umgebungen von der Landseite her, seine auf Steinklippen hangenden Eichenwälder, seine zauberischen Grotten und die Villen, die Menschenfließ hervorrief, und mitten in unwegsame, kahle, kühn auf einander gethürmte Felsenmassen hingof, ist es, wodurch diese Stadt so anziehend wird.

Hinter den Coulissen.

(Nach Etienne Arago.)

Kein wichtigerer Tag für einen dramatischen Dichter, als wenn eines seiner Werke zum ersten Male aufgeführt wird. Sehen wir, wie sich die No-

tabilitäten unter den französischen Dramatikern dabei benehmen.

Scribe begeistert seine Truppen durch seine Gegenwart; bald beobachtet er im Hintergrunde seiner Loge die Bewegungen des Feindes, bald während des Waffenstillstandes, d. i. der Zwischenacte, erscheint er auf dem Schlachtfelde, spricht mit den Anführern, lächelt den Soldaten zu, lobt die einen, tadelt die andern, kurz er weiß in jedes Herz etwas von dem Muth zu flößen, den er — nicht hat; Scribe heuchelt in den Zwischenacten eine Ruhe, von der sein Herz nichts weiß: sein Schnupstuch kann es bezeugen.

Armand Darto is gibt sich mit seinem Rohre fürchterliche Hiebe auf den rechten Schenkel und Waden, die, so lange das Stück dauert, ganz unempfindlich sind; oder aber er nimmt sein Rohr mit beiden Händen und bohrt es im Grunde der Scene in ein Loch in der Mauer, das er bei der Aufführung seines ersten Stückes angefangen haben soll und seither zu ansehnlichem Umfange vergrößert hat. Das „trou Dartois“ ist eine Merkwürdigkeit des Theaters des Variétés.

Thérie, ein wandernder Schauspieler und anonymy Mitarbeiter von Brunswick und Leuven, setzt sich in das Orchester und applaudirt unter dem Mantel seiner Anonymität aus Leibeskräften. Ein Bekannter stellte ihn einst darüber zur Rede. „Mein Lieber“, sagte Thérie, „ich habe die edle Gewohnheit, für meine Freunde den Claqueur zu machen und ich selbst bin doch gewiß mein bester Freund.“

Die Manie Desforges' ist für die Directionen sehr lästig. Mit seinem Federmesser schneidet er Gucklöcher in Decorationen, Coulissen und Verseße, um die Stimmung des Saales zu beobachten.

Bayard hat sicherlich eine der Eigenschaften seines berühmten, längst verstorbenen Namensvetters: er ist ohne Tadel. Ist er aber auch ohne Furcht? So oft er auf das Theater kommt, wenn ein Stück von ihm zum ersten Male gespielt wird, ist seine unabänderliche Redensart: „Ich habe Bauchgrimmen.“ Das ist so bezeichnend als kurz. Hat wohl der Ritter Bayard jemals auf dem Schlachtfelde Bauchgrimmen gehabt? Bei den ersten Tönen des Orchesters geht Bayard mit tief gefurchter Stirn umher; die bedenkliche Scene kommt und jetzt verstellt er jedermann den Weg, dem Director, Schauspieler, Statisten, Theatermeister, wer immer ihm begegnet. Die Ellbogen an den Leib gedrückt, krampthaft mit den Fingern spielend, seufzt er: „Das ist der

gefährliche Augenblick — ich weiß es — ich habe es nicht verhehlt — bei unserm Geschäfte muß man auf alles gefaßt seyn.“ Indessen ging die Scene vorüber und fand Beifall. Bayard's Haupt hebt sich stolz in die Höhe; „o, ich wußte wohl, daß es keine Gefahr hat!“ ruft er, und nun erst läßt er seinen Gefangenen frei und geht beruhigt in seine Loge.

Alexander Dumas ist unter den excentrischen Theaterdichtern einer der auffallendsten. Den ganzen Tag ist er umhergelaufen, um Freiplätze zu vertheilen, denn er ist wie die Sonne, er gießt seinen Segen über Gerechte und Ungerechte. Die Stunde der Vorstellung kommt; er hat noch nicht Zeit gehabt, zu Mittag zu essen. Sobald der Vorhang sich erhebt, läßt er beim nächsten Restaurant decken. Die Mahlzeit richtet er nach der Zahl der Akte ein, und zwischen Suppe und Dessert läuft sein Sohn als getreuer Schildknappe ab und zu, und berichtet über den Erfolg. So hält es Dumas, wenn er sich zum Vaudeville herabläßt; mit dem Theater français macht er mehr Umstände. Vom Theater, wo er den schönen Schauspielerinnen ungeheuer Blumensträuße zu Füßen gelegt, geht er in den Saal, wo seine Freunde ihn erwarten. Er steigt treppauf, er steigt treppab; alle Logen läßt er sich öffnen, grüßt alle Freunde im Orchester, mischt sich in alle Gespräche, hört die ungeschicktesten Complimente ohne ein Zucken des Mundes an, läßt sich sogar mit den Journalisten in Erörterungen ein, und besorgt allen verspäteten Damen Plätze.

Paul de Kock bleibt im Saale. Ist er deshalb muthiger? Fragen Sie seine Familie, hinter der er sich verbirgt; hören Sie seine Logenachbarn. Armer Dichter, welche Ungeduld spricht aus Deinen Zügen, in welche beleidigenden Ausrufungen ergießt sich Deine Furcht! Alle Nachbarn werden über seine lauten Rufe unwillig. Mit keinem Schauspieler ist er zufrieden, keine Schauspielerinn ist ihm recht gekleidet. Und dieß Inscenesehen! — welches Werk könnte das aushalten! Eines Abends rief er so unaufhörlich: „Das ist erbärmlich! Das ist elend!“ daß sein Nachbar Streit mit ihm suchte. Endlich wechselte man die Karten und beide Gegner waren äußerst überrascht, der Nachbar, indem er den Namen des Verfassers, und Paul de Kock, in dem er jenen eines Bruders seines Mitarbeiters las.

De Balzac beschäftigt sich den ganzen Tag über in Gesellschaft der Billeteure damit, Eintrittskarten — theurer zu verkaufen, als an der Caffe.

Wenn dann Abends im Theater ein Sturm von Pfeifen und Trommeln ausbricht, zählt er mit Seelenruhe seine Thaler; — jeder Pfiff ist ihm bezahlt.

Jeder Dichter hat seine eigene Farbe der Furcht; Saintine ist carmoisinroth, Lauzane blaß wie die Wand, Alboize schillert in's Bläuliche und Pierre Veroux hat die Farbe der Selbstsucht.

Halevy steht zu Anfang seiner Oper vorn beim Proscennium; von Akt zu Akt weicht er um eine Coulotte zurück; am Ende einer großen Oper steht er an der Hinterwand der Bühne zwischen den aufgerollten Decorationen, als wollte er sich verkriechen.

Adam hüpfet und tänzelt; sobald die Musik beginnt, muß jeder, der vor ihm steht, fürchten, niedgerannt zu werden. Endlich geräth er in einen förmlichen Galopp und dabei pugt er jeden Augenblick seine Brillengläser. Aber ach, er sieht nicht heller, denn nicht das Glas, sein Auge ist dunkel.

Hinter einer Coulotte versteckt, hält Thomas während der ganzen Vorstellung seine Nase in der Hand. Er scheint zu glauben, daß seine Nase nicht in gutem Geruche stehe.

Einzig in seiner Art ist es, daß Auber niemals vom Saale aus irgend eine seiner Operndarstellungen sah, weder bei der ersten, noch bei der zwanzigsten, noch bei der hundertsten Darstellung.

Rossini steht in der Coulotte, das Rohr in der Hand; der Daumen liegt auf dem goldenen Knopfe. Nach diesem Punkte eben muß man aufmerksam sehen. Dieser lange, starke Fingernagel fährt unoblässig über das Metall und hat bereits in ernsten, tiefen Zügen die deutlichsten Zeichen von der innerlichen Aufregung des Compositeurs eingegraben.

Ruhig, unerschütterlich, wie der Mann in der bekannten Horazischen Ode, hört Victor Hugo das Ungewitter des Mißfallens aus dem Parterre herauf dröhnen. In der Coulotte sagt er gelassen den Schauspielern: „Man will uns auf die Probe stellen, aber wir wissen, was daran ist; später wird man uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Und so wandelt er die Pfiffe des heutigen Abends in künftigen Beifall um.

Casimir Delavigne bleibt zu Hause, schwach, furchtsam, an seinem Talente zweifelnd, wie an der Gunst des Publikums, obgleich ihn beide noch niemals verlassen haben. Vor allem aber die Kritik, diese strenge und vergessliche Kritik — vielleicht — Nachdem der Erfolg entschieden, eilen seine Brüder zu

ihm; die Freunde folgen, man setzt sich zu einer improvisirten Mahlzeit, wo die Lobsprüche, mehr als Speisen und Wein, dem armen Dichter das Leben wiedergeben.

Von Sard blieb bei der Aufführung seiner *Ucretia* auf dem Theater, und wollte keinen Freund an seiner Seite sehen. Als sich in den rauschenden Beifall des ganzen Saales ein Paar vereinzelte Pfiffe mischten, glaubte er, jetzt sey sein Stück schon rettungslos verloren, und fing an, an Händen und Füßen zu zittern.

Von Soumet erzählt man eine Anekdote, die buchstäblich wahr ist, so unwahrscheinlich sie klingt. Bei der ersten Vorstellung seiner *Jeanne d'Arc* kam ihm, als der Vorhang sich hob, der seltsame Einfall, sich rastren zu lassen. In der Nähe des Theaters war eine Barbierstube; dorthin ging er. Zur Hälfte war er rasirt, als er den Barbier beim Arme faßte und sprach: „Hier sind 30 Sous; im Odeon spielt man eben ein neues Stück; haben Sie doch die Güte, nehmen Sie ein Parterrebillet, hören Sie einen Augenblick zu und sagen mir dann, ob man klatscht oder pfeift.“ Der Barbier, obschon erstaunt, legt das Messer weg, nimmt die 30 Sous, geht und kommt nach einer Viertelstunde wieder. „Mein Herr,“ sagt er, es geht gut; man applaudirt.“ — „Wohlan“, ruft der Dichter, welcher die ganze Zeit halb eingeseift dagelassen war, „weil es gut geht, rassiren Sie nun die andere Seite.“

Feuilleton.

(Das Thal der Schlangen.) Der „Spiegel“ erzählt von dem am Kaukasus im südlichen Rußland liegenden „Thal der Schlangen“ Folgendes: In einer Ausdehnung von vielleicht zwei Quadratmeilen, rings von hohen Bergen eingeschlossen, herrscht hier ein ewiger Frühling. Wälder von Orangen und Citronenbäumen, aus denen hier und da die Tochter der Wüste, die hohe Palme, hervorragt, purpurne Trauben im üppigsten Laubwerk, Stauden und Blumen der reichsten orientalischen Vegetation bedecken den Boden, schön gefiederte Vögel bauen unter den Bäumen, krystallhelle Quellen rieseln in Silberstreifen vom Gebirge herab, die mildeste, mit tausend Blumendüften geschwängerte Atmosphäre unter ewig arjurnem Himmel haben den christlichen Besuchern jener Gegenden zu dem Glauben Veranlassung gegeben, daß diese Stelle die Wiege des ersten Menschenpaares gewesen sey. Im October, wenn die Weiden außerhalb dieses

Thales anfangen zu ersterben, ziehen die Nomadenstämme sich für den Winter in die Eben zurück. Aber ehe noch im März die Sonne glühendere Strahlen sendet, verlassen sie eiligst mit ihren Heerden das Thal, um den gefährlichen Bewohnern Platz zu machen. Von dieser Zeit an ist das Thal jedem andern Wesen verschlossen. Tausende und aber Tausende von großen und kleinen Schlangen haben dann hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und wehe dem armen Geschöpfe, das sich dahin verirrt. Herab hat man mit Fernröhren die gräßlichsten Scenen betrachtet, wenn der Wüstenkönig, die flüchtige Gazelle verfolgend, über den verrätherischen Blüthenteppich des Schlangenthales hinwegfliegt. Züngelnd und zischend umschlingen die scheußlichen Bestien Füße, Hals, Leib und Schweif im lebendigen Nege, donnernd haßt sein Gebrüll durch die Lüfte, vergebens streckt er sich aus und braucht die gewaltigen Kräfte, immer neue und neue Fäden schlingen sich um ihn, bis er leiser und leiser stöhnend im fruchtlosen Kampf ermattet und verendet. Ein treffendes Bild einer edlen Seele, die den Schlägen des Schicksals, dem tausendfachen Wehu und Ach, bei all ihrer Kraftanstrengung unterliegt.

(Maschinen.) Sehr sinnreich sagt Sternau in den Wiener Sonntagsblättern, angeregt durch die Lamartine'sche Apologie der Maschine: „Im Alterthume waren die Sklaven die Maschinen der Menschen, jetzt sind die Menschen die Sklaven der Maschinen. Wenn die Spinnmaschinen in England rasten, hungern Millionen. Zwischen der einfachen antiken Spindel der Andromache und dem Webstuhl Jacquard's; zwischen dem heißen Wasser, womit die alten Aegypter die Felsenmassen zum Baue der Pyramiden gesprengt haben sollen, und unsern Dampfmaschinen; zwischen den wachsgefügtten Schwingen des Dädalus und dem Luftschosse des Hrn. Weinberger; zwischen der rohen römischen Wurfmachine und der Mathematik unserer Kanonen à la Pairhans — liegt die Weltgeschichte. Die Geschichte der Maschinen ist die Geschichte der Menschheit, ein physikalisches Cabinet ihr Spiegel. Jede Maschine ist ein Stück verkörperten Verstandes, die Industrie die fleischgewordene Intelligenz. Die älteste Maschine ist die Welt. Planeten kreisen in gemessenen, Kometen stürmen in wilden Bahnen um Sonnen; ganze Sonnensysteme und Sternensysteme durchschwingen nach ewigen Gesetzen jene Räume, deren Unermeßlichkeit zu denken das menschliche Gemüth zermalmt.“